

Eine kleine Südstadtgeschichte

Es waren die 90-iger Jahre, als Freund Karsten und ich, beide knapp zwanzig, in die Nürnberger Südstadt hinter dem Bahnhof zogen. Damals gab es weder Handy noch Internet, Fußball war Männersache und das Wort Klimawandel noch gar nicht erfunden. Ach ja, und samstags schlossen die Läden schon mittags. Eine schreckliche Zeit.

Unsere asbach-uralte Vermieterin - eine Frohnatur vor dem Herrn - hatte uns nach der ersten Vorstellung gleich die Wohnung zugesagt, anscheinend gefiel ihr unsere jugendliche Frische. Und so zogen wir frohen Mutes eine Woche später ein.

Die Vermieterin hatte anfangs noch versucht herauszufinden, ob wir ein Paar waren, denn sie schaute öfter durch unser Küchenfenster im Parterre und wenn sie dabei ertappten, wischte sie wie zufällig die Fensterbretter.

Im Haus lebten außerdem noch die 45-jährige Serbokroatin Miriam und die staubtrockenen Fröhdorffs, die uns von Anfang an nicht über den Weg trauten. Zu Recht, wie sich herausstellte. Aber davon später.

Weder im Haus noch im Viertel gab es einen Gemeinschaftssinn oder eine verbindende Klammer – außer die, dass wir alle kaum Geld hatten. Wie unser türkischer Gemüsehändler ums Eck, den ich Charles nannte, weil er Charles Bronson zum Verwechseln ähnlich sah. Er schleppte tonnenweise altes Gemüse an und versuchte es zu verkaufen. In seiner Kasse waren selten mehr als dreißig D-Mark und man musste darauf achten, mit kleinen Scheinen zu bezahlen, um ihn beim Rückgeld nicht in Verlegenheit zu bringen.

Einmal im Jahr aber sorgte er für einen kulinarischen Höhepunkt, denn dann schwammen in einem grauen Plastikbehälter Krebse, die er aus obskuren Quellen in seinen Laden zauberte. Die kauften wir mit Begeisterung und, um

sie bis zum Abendessen frisch zu halten, füllten wir unsere Badewanne und kippten reichlich Salz ins Wasser.

Wir setzten die Tierchen zärtlich hinein und unterhielten uns mit ihnen. Zu unserer Überraschung fühlten sie sich aber nicht recht wohl in ihrer Kruste und bevorzugten einen raschen, undramatischen Tod. Ihr frühes Verscheiden war unserer festen Überzeugung nach eindeutig dem elenden Grundzustand der Meerestiere geschuldet und nicht etwa unserem fürsorglich zubereiteten Badewasser. Und erst jetzt beim Niederschreiben kommt mir der Gedanke, dass sich vielleicht Süßwasserkrebse waren, ...

Gemüsehändler Charles war aber auch am Abend wichtig, wenn wir die Krebse kochten und Freunde einluden. Er schlief mit seiner Frau im Laden auf einer alten Pritsche und wir klopfen nachts um zehn oder elf an seine Scheibe. Dann öffnete er die Ladentüre und verkaufte uns den benötigten Rotwein. Wir waren dann wieder aus dem Gröbsten heraus und fühlten uns wie zu Zeiten der Prohibition in Amerika.

Ich mochte Charles' Lächeln und seine freundliche Art, er gab uns oft noch einen Salat- oder Kohlkopf oben drauf. Und irgendwann erzählte er mir seine ganz persönliche Geschichte von Erwartungen und Gegebenheiten und der zehntausend Meter tiefen Kluft dazwischen. Und da verstand ich, warum er immer nur die letzten Reste auf dem Gemüsegroßmarkt kaufen musste.

Ein paar Häuser weiter, neben dem kleinen Afrikaladen, lebte und arbeitete Dimitrios. In seiner Autowerkstatt schweißte, bohrte und werkelte er von frühmorgens bis spätabends. Reparaturen dauerten länger als versprochen, aber er kriegte die Karre immer ohne teure Ersatzteile wieder zum Laufen. Den Preis für seine Dienstleistung schrieb er auf einen ölverschmierten Zettel, und was er dort notierte, überstieg selten vierzig D-Mark. Und dann, weil die Reparatur ja länger als erwartet gedauert hatte, musste man ihm noch sagen: Mach es nicht noch billiger, nimm das Geld, du hast es dir

redlich verdient. Miriam hielt ihn sogar für einen Heiligen. Aber ich fürchte, er wurde ausgenutzt, so wie Charles, unser Gemüsehändler. Und das ausgerechnet von Freund Karsten. Eine Geschichte, die mich heute noch schmerzt.

Karsten war dem vordergründigen Zauber des Wodkas hoffnungslos verfallen. Wenn ihn nach Ladenschluss die Sehnsucht packte, sich den bittersüßen Umarmungen des Gorbatschows hinzugeben, verließ er das Haus und klopfte bei Charles und der gab ihm den Stoff – ohne Barzahlung, gegen Anschreiben. Und als er eines Tages das gestundete Geld zurückforderte, bekam er es nicht wieder. Charles beklagte sich bitter bei mir, aber Karsten schwor Stock und Stein, stets alles bezahlt zu haben. Und weil ich ihm glaubte, war es mit der Herzlichkeit ums Eck leider vorbei.

Überhaupt fand in dieser Zeit bei Karsten ein innerer Wandel statt: langsam, stetig, unaufhaltsam. Und diese Veränderung ging seltsamerweise in einem wesentlichen Punkt konform mit den gängigen Wertvorstellungen der Fröhdorffs, unseren biedereren Hausbewohnern über uns. Dieser synchrone Lauf war umso erstaunlich, als man mit Fug und Recht sagen konnte, dass die beiden Lager in ihrer Weltanschauung maximal divergierten.

Auf der einen Seite Künstler Karsten, der alles Kleinbürgerliche, Durchschnittliche und Humorlose abgrundtief verachtete und mit gnadenlosem Spott bedachte, auf der anderen Seite die Fröhdorffs, die genau diesen Lebenswandel in Reinstform kultivierten.

Aus dieser ungunstigen Konstellation konnte keine Freundschaft erwachsen, zumal von Anfang an belastend dazu kam, dass die Fröhdorffs (und nicht etwa die Vermieterin) die Gralhüter der heiligen Haus- und Hofordnung waren. Und die Fröhdorffs ahnten hier vom allerersten Augenblick an eine wackelige Einsatzbereitschaft von unserer Seite.

Dabei war die Sache klar. Die Hausordnung konnte gar nicht gelten, da sie so

nicht *umsetzbar* war. Es war nicht möglich, um sechs Uhr morgens Schnee zu kehren, wenn man bis neun Uhr schläft. Das ging physikalisch nicht. Ähnliches galt für Zeit und Qualität der anderen Haus- und Hofarbeiten. Sie waren für uns sozusagen auf natürliche Art und Weise außer Kraft gesetzt. Aufgrund dieser deutlichen Konfliktlinien zwischen uns und den Fröhdorffs hatten wir eine gewisse Übung entwickelt, möglichen Begegnungen und den damit potentiell einhergehenden Tretminen prophylaktisch aus dem Weg zu gehen. Nicht etwa weil, wir einen Konflikt gescheut hätten, sondern weil uns die Zeit dafür zu schade gewesen wäre. Aber die ganze spannungsgeladene Situation entlud sich unfreiwilliger Weise doch, als es um die Volksdroge Nummer eins ging, die heilige Kuh der Unterhaltung, den kulturellen Gleichmacher und den wichtigsten Desozialisator überhaupt: das Fernsehgerät.

Wie oben angedeutet, hatte sich Karstens Wertesystem in einem Punkt dem der Fröhdorffs angenähert: Der Abend gehört dem Fernseher. Vor ihm entspannt man sich, die Fernbedienung in der Rechten, die Bier oder Wodkaflasche in der Linken. Hier darf man in aller Ruhe vergammeln und doch den Anschein von Leben erwecken. Diese Glücksformel galt für beide, an sich diametralen Lebensentwürfe. Und genau an dieser Nahtstelle eskalierte der Konflikt und schlug in puren Hass um.

Damals brauchte man für das Privatfernsehen eine Art Sondergerät oder Freischaltung, um es empfangen zu können. Das war nicht billig und deshalb hatten wir einen Kauf nie in Erwägung gezogen. Praktisch aber war in unserem Fall: Der TV-Nabelstrang durchs Haus nach oben verlief geradewegs durch Karstens Zimmer, etwas versteckt hinter einer Leiste. Man musste nur die Verblendung etwas lockern, ein Kabel herausziehen und eine Querkanüle zum eigenen Gerät legen. Und schon war man infundiert und

ruhig gestellt, televisionär verbandelt mit zahllosen anderen Menschen und Teil des ganzen elektroschwachmatischen TV-Netzes.

Und das gab einem damals - vor den Zeiten des Internets - das hinreichend wohlige Gefühl, nicht allein auf der Welt zu sein.

Karsten strahlte, als seine Querverbindung erste Ergebnisse lieferte und er war wochenlang nicht mehr aus seinem Zimmer zu kriegen. Anfangs waren die vielen bunten Bilder auch irgendwie lustig und wir waren beide gefangen, aber bei Karsten – wenn er nicht malte – wurde die mediale Berieselung bald zu einem Dauerzustand. Und es dauerte nicht lange, da ging er nur noch zum Einkaufen aus dem Haus oder wenn seine Freundin hartnäckig darauf bestand. Eine Videothek aber würdigte immerhin sein Verhalten und verlieh ihm den höchst ehrenvollen Titel »Ausleiher des Jahres«.

All das muss man wissen, wenn man den offenen Hass verstehen will, der uns eines Tages vonseiten der Frühdorffs entgegenschlug. Denn sie waren wie Karsten Junkies und schwerstabhängig von der allabendlichen elektromagnetischen Belustigung. Und wir hatten ihr Lebensglück empfindlich gestört, mit jener geheimen Querverbindung hin zu Karstens Fernsehgerät. Denn die Aktion hatte den Bildern aller Hausbewohner die Schärfe und Kraft genommen, und schließlich auch etwas verwackelt. Und das bei fast allen Programmen und – wirklich unverzeihbar – über Jahre hinweg.

All das trat mit einem Schlag zutage - an einem strahlenden Sonntagmorgen - als wir rein zufällig mit der Vermieterin ins Gespräch kamen und ganz arglos erzählten, wie einfach man heutzutage kostenloses Privatfernsehen empfangen könne. Und wie es der Teufel will, kommen die Frühdorffs ums Eck (sie traten gefühlt immer zu zweit auf), schnappen die wenigen Worte auf und verstehen urplötzlich den Grund ihres TV-Desasters der letzten Jahre.

Zunächst sind sie sprachlos und dann werden sie laut, ziemlich laut sogar. Die Stimme der Frau wird so hochfrequent, dass ich um die Scheiben im Hausflur fürchte. Immerhin, die Vermieterin bleibt ruhig. Und erst jetzt verstehen wir einzelne Worte wie teurer Verstärker, neuer Fernsehapparat, Techniker vor Ort und begreifen, was für einen Schlamassel wir angerichtet haben.

Und wie das so ist, kommt dann noch eins zum andern. In diesem Fall die lange Liste der mangelhaft ausgeführten Haus- und Hoftätigkeiten, die sich vor unser aller Augen zu einem zweiten Turm von Babel auftürmt. Auch aus Rücksicht auf das Herz der Vermieterin widersprechen wir nicht, wir ergeben uns still den Vorwürfen, schauen betreten. Wir klagen nicht über die unmenschlichen Bedingungen der Hausordnung und entschuldigen uns ernsthaft für die TV-Verstörung und bieten unseren Rückzug an: unseren Auszug aus dem Haus.

Miriam, die Serbokroatin, läutet später bei uns:

»Ihr wollt ausziehen?«

»Ja, sicher, wir können so nicht weitermachen.«

»Ihr werdet mir fehlen!«, sagt sie mit leichtem Akzent. Und sie holt aus dem Keller eine Flasche ihres italienischen Lieblingsweins. Dann setzen wir uns gemeinsam in die Küche – die Sonne quetscht sich durch die schmutzigen Fenster, die auf ihre Weise gegen die Haushaltungsordnung protestieren. Und wir stoßen an: auf die Zukunft, auf Miriam, Karsten und mich.

Die Zukunft ließ sich damals nicht in die Karten schauen. Sie plante sehr unterschiedlich für uns, Miriam hatte einen Teil hinter sich, ich noch viel vor mir und Karsten wird sie bald ganz verloren haben. Denn das Ganze mit ihm ist nicht mehr gut ausgegangen.

Was wohl aus Miriam geworden ist? Neulich war ich in der Gegend, aber ich fürchte immer noch den Zorn der Fröhdorffs. Ich traue mich nicht näher als fünfzig Meter an das Haus heran. Also denke ich, schau doch mal bei Charles vorbei und kaufe ordentlich Gemüse, damit es etwas Geld in seine Kasse spült. Dann sagst du kurz »Jasou« zu Dimitri.

Es kommt anders: Der Gemüseladen ist zu einem Versicherungsbüro mutiert, die Werkstatt hat den Besitzer gewechselt. Immerhin, den kleinen Afrikaladen gibt es noch. Sonst ist alles – mehr oder weniger - wie früher.

In habe in dieser Zeit zwei Dinge gelernt: Erstens traue niemals einem Alkoholiker und zweitens: Diejenigen, die am wenigsten Geld haben, sind am großzügigsten. Das war deine Message, meine liebe Südstadt. Ich habe sie mir gut gemerkt. Dafür danke ich dir vielmals.